

"Der neue Katholizismus"

Autor(en): **Gilg, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **14 (1920)**

Heft 7

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-134669>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Der neue Katholizismus.“

In seinem feinsinnigen Vortrag „Der Katholizismus in der römisch-katholischen Kirche“ hat im Jahr 1904 am 6. internationalen Altkatholikentag in Olten der nun entschlafene Professor Dr. Adolf Thürlings mit Recht hervorgehoben: „Für uns Altkatholiken ist nun die Frage nach dem Begriff des Katholizismus nicht nur, sondern nach der Wirklichkeit des Katholizismus, nach seinem Auftreten in der christlichen Welt in der Tat das rechte Hauptthema, an dessen Lösung zu arbeiten wir nicht aufhören dürfen, wenn wir uns nicht selbst aufgeben wollen.“ So mußte denn die in dieser Hinsicht zentrale Probleme berührende Arbeit von Professor L. Nagaz, die unter obigem Titel im Oktoberheft der Neuen Wege erschienen ist, bei uns von vorneherein auf reges Interesse stoßen. Wenn wir im Brief des Jenenser Kirchengeschichtlers, Professor Dr. F. Hippold, an den Luzerner Altkatholikentag vom Jahr 1892 lesen: „Die aus der Reformation des 16. Jahrhunderts hervorgegangenen Partikularkirchen sind nur dadurch im Stande, ihre Zukunftsaufgabe zu erfüllen, daß sie durch den wahrhaft katholischen Geist unter sich geeinigt werden“, wenn dann sein Freund und Kollege Benschlag an diesem internationalen Kirchentag betonte: „katholisch“ und „evangelisch“ seien nicht Gegensätze, die einander ausschließen, sondern zwei verschiedene Seiten des gleichen Begriffs, die sich gegenseitig suchen, und Professor Thürlings in Olten darlegte: „Ich bin vielmehr der Meinung, daß wenn wir die beiden Prinzipien (sc. das katholische und das protestantische) auf ihre letzte Grundlage zurückgeführt haben, sie sich überall da, wo Christen sind, miteinander finden, einander durchdringen müssen“, so liegen diese Ueberlegungen auf einer Linie mit derjenigen von Nagaz: „Die ganze Wahrheit ist sowohl katholisch als protestantisch. Sie verbindet Individualismus und Gemeinschaft, Freiheit und Autorität, Glauben und Werke, Schöpfung und Erlösung, natürliche und übernatürliche Welt, Kultus und Gottesdienst des Lebens, einmalige und fortlaufende Offenbarung, Absolutheit und Entwicklung, trotzig Selbstbehauptung und demütige Selbstverleugnung, Gottheit und Menschheit. So oft wir nur die eine Hälfte dieser durchgängigen Doppelwahrheit vertreten, werden wir „Häretiker“ im tieferen Sinn des Wortes, d. h. wir „zertrennen“ die ganze Wahrheit, „reißen“ etwas von ihr „ab“, führen ein „Schisma“, eine Spaltung herbei.“ (485) „Die naheliegende Schlußfolgerung ist, daß wir versuchen müssen, Katholizismus und Protestantismus zu verbinden.“ (486)

1. Das Innerste des Katholizismus.

Wo liegt aber nun der tiefste Grund des Katholizismus? Mir will scheinen in dem Zeugnis des Geistes an unsern Geist: „Wir sind

Kinder Gottes.“ Da brechen die Inhalte des Himmels in die Erdgeschichte hinein: durch Jesus; da strömt die Welt, die hinter den Gegensätzen liegt, in der Welt der Gegensätzlichkeiten auf. Machtvoll macht die Einheit sich geltend, aus der heraus man die Scheidewände des Kosmos niederreißt. Mit welchen Riesenschlägen werden die Mauern der antiken Welt vernichtet: „Da ist nicht Jude, noch Grieche, nicht Sklave noch Freier, nicht Mann noch Weib; denn alle seid ihr Einer im Christus Jesus.“ Wie der Tod „verzehrt“ ist in den Sieg Christi, in den Sieg des Lebens, so werden religiöse, politische, soziale, ethische Zwiespälte aufgezehrt in die Einheit. Der „alte Mensch mit seinen Taten“ wird ausgezogen, der neue wird angezogen und es heißt „alles und in allen Christus.“ Das „Gesetz Christi“ wird verkündet: „Traget einer des anderen Last.“ Die Gemeinden treten miteinander in Beziehung (Kol. 4, 16).

Die Einzelgemeinde wird in die Gesamtheit der Gemeinden hineingestellt. (I. Thess. 1, 8). Paulus, geboren in der Nähe der zilizischen Tore, die zwei Welten miteinander verbanden, selbst Glied einer pharisäisch-jüdischen Familie, mannigfach berührt von geistigen Strömungen des hellenistisch-orientalischen Synkretismus, stellt alle zeitgeschichtlichen Bedingtheiten in den Dienst des Einen Christus, der in sein Leben eine so gewaltige Umwälzung gebracht hat; in wunderbarer Weise sucht er — nicht zuletzt mit der eigenartigen Kollektenreise nach Jerusalem — die Kinder Gottes von Orient und Occident zur Versöhnung zu führen. Und es ertönt schließlich ein Jubeln in der christlichen Gemeinschaft: „Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater aller, der da ist über allen und durch alle und in allen.“ — Je länger man aber an die Heimat im Leibe gebunden bleibt, in der wir entbehren, je mehr sich die Erfüllung der eschatologischen Erwartungen hinauszögert, umso mehr geht der Sinn darauf, die Heimat im Leibe zu vertauschen mit der Heimat bei dem Herrn; abzuschneiden, um „mit Christus“ zu sein. Auch der Tod vermag ja nicht mehr zu scheiden von der in Jesus geoffenbarten Liebe Gottes. In immer höherem Maße tritt hüben und drüben das alles beherrschende, alles durchdringende Eine hervor. Das Universum wird geeint in Gottes Liebe. „Aus Gott und durch Gott und zu Gott sind alle Dinge.“

Vergleichen wir damit, was Möhler seinerzeit über das Innerste des Katholizismus in seiner „Symbolik“ äußerte: „Nichts Schöneres schwebt der Einbildungskraft des Katholiken vor, und nichts spricht seine Gefühle wohlthuender an, als die Vorstellung der harmonischen Ineinanderbewegung zahlloser Geister, welche zerstreut auf dem ganzen Erdboden, frei in sich, und ermächtigt, in jegliche Abweichung nach der rechten und linken Seite hin einzugehen, dennoch und zwar mit Bewahrung ihrer verschiedenen Eigentümlichkeiten Einen großen Bruderbund zu gegenseitiger Lebensförderung bilden, Eine Idee darstellend, die der Versöhnung der Menschen mit

Gott, welche eben deshalb auch unter sich veröhnt und Eins geworden sind Welch' ein Gegenstand für unsere Bewunderung ist die Kirche, welche mit den zartesten Banden so unendlich Mannigfaltiges zur Einheit verbindet, und zwar ungehemmt durch Flüsse, Gebirge, Wüsten und Meere, durch Sprachen, volkstümliche Sitten, Gebräuche und Eigentümlichkeiten jeder Art, an deren starrem, unbeugsamen Wesen die Hand der mächtigsten Eroberer zerschellt! Ihr Friede, vom Himmel gekommen, dringt tiefer hinab in die menschliche Brust, als alle irdische Entzweiung; aus allen Völkern, oft tief gespalten durch die verschiedenen Interessen des Bürgers und des der Zeit angehörenden Menschen, erbaut sie Gottes Haus, in welchem sich alle zu Einem Lobgesange vereinigen, wie in dem Tempel des harmlosen Dorfes sich alle die kleinen Gegner und Feinde um das Eine Heiligtum eines Gemütes versammeln. Und wie oft hier im Kleinen der Gottes-Friede auch irdischen bringt, und bringen soll, so dort im Großen." Wie kommt man aber in diesen „Bruderbund gegenseitiger Lebensförderung?" „Die Taufe ist die Einführung in die Kirche, die Aufnahme in die Gemeinschaft der Gläubigen, und verleiht, wie die Berechtigung, so auch die Verpflichtung an ihren Leiden und Freuden für immer Anteil zu nehmen." Wir möchten nicht unterlassen, von dieser Stelle ausgehend, zu betonen, daß die Taufe den Getauften ein Recht aber auch eine Verpflichtung zu gegenseitiger Seelsorge innerhalb der Gemeinschaft der Getauften überbindet. Die Getauften sind dermaßen zur Einheit verschmolzen, daß sie voneinander gar nicht mehr los kommen.

2. Rom und der Katholizismus.

Es darf stets wieder an die Tatsache erinnert werden, die im Breve Benedikts XIV. „Singulari nobis“ Ausdruck gefunden: *Id etiam compertum est, eum, qui baptismum ab haeretico rite suscepit, illius vi ecclesiae catholicae membrum effici.* Es ist immer neu zu bedauern, daß die Protestanten — wie Nagaz richtig betont, darin nicht ihren Reformatoren folgend — auf das Recht, als Getaufte in der katholischen Kirche mitzuzählen, so leicht hin verzichten und damit auch auf die gegenseitige Seelsorgepflicht, die der Getaufte gegenüber dem Getauften hat. Als sich am 7. August 1873 Pius IX. in einem Brief an Kaiser Wilhelm I. über die „Zerstörung des Katholizismus“ beklagte, äußerte er sich: „um einer meiner Pflichten in erschöpfendem Maße nachzukommen, die mir auferlegt, Allen das Wahre zu sagen, und auch dem, der nicht Katholik ist; denn jeder, welcher die Taufe empfangen hat, gehört in irgend einer Art und in irgend einer Weise, welche (hier) nicht der Ort ist, darzulegen, gehört, sage ich, dem Papste an.“ Das war katholisch gedacht. Am 3. September antwortete Wilhelm I. u. a.: „Der evangelische Glaube, zu dem Ich Mich, wie Eurer Heiligkeit

bekannt sein muß bekenne, gestattet uns nicht, in dem Verhältnis zu Gott einen anderen Vermittler als unseren Herrn Jesum Christum anzunehmen.“ Das war sicherlich eine tief christliche, protestantische Antwort. Thürlings hat aber auf dem Oltener-Kongreß erwogen, ob wir Altkatholiken, falls der Papst an uns das Verlangen der Rückkehr stellen würde, mit der Begründung: „als Getaufte gehört ihr doch in gewissem Sinne mir an“ nicht eine andere Antwort zu geben hätten. „Ich glaube“ — meinte er — „wir würden zunächst folgendes sagen müssen: Gut, du nimmst an, heiliger Vater, oder ehrwürdiger Bruder Pius, oder wie wir das Verhältnis immer bezeichnen wollen, du nimmst an, daß wir zu dir gehören; nun, so gehörst du auch zu uns; stellen wir uns also auf den Boden gegenseitiger Verantwortlichkeit, reichen wir uns auf diesem gemeinsamen Boden die Hand und treten wir in Verhandlungen ein! Dein Vorgänger nahm die Initiative zum Anathem; nimm du die Initiative zu seiner Aufhebung; denn als Getaufte haben wir ein Recht auf weitergehende Betätigung deines seelsorglichen Amtes an uns!“ Wie Rom die weitergehende Betätigung seines seelsorglichen Amtes auffaßt, hat allerdings die Stellung des Papstes zur Delegation dargetan, die eine Einladung an ihn ergehen lassen wollte, zur Teilnahme an der Weltkonferenz on Faith and Order. Laut einer offiziellen Mitteilung wird erklärt: „Der Heilige Stuhl hat sich entschlossen, an dem allgemein christlichen Kongresse, der demnächst abgehalten werden soll, nicht teilzunehmen, da die römisch-katholische Kirche in Anbetracht ihres dogmatischen Charakters nicht auf gleicher Grundlage mit andern Kirchen zusammenkommen kann. Die Ansicht des Vatikans ist, daß alle andern christlichen Bekenntnisse sich von der römischen Kirche, welche direkt von Christus her stammt, getrennt haben. Rom kann nicht zu ihnen gehen; es ist an ihnen, in den Schoß der römischen Kirche zurückzukehren. Der Papst ist bereit, die Vertreter der andersgläubigen Bekenntnisse mit offenen Armen zu empfangen, da die römische Kirche sich immer nach der Einigung aller christlichen Religionen gesehnt hat.“

Rückkehr in den Schoß der römischen Kirche? Besteht nicht ein großer Unterschied zwischen „römisch“ und „katholisch“? Da liegt klar zu Tage die Abkehr vom „Katholizismus“. Rom kann nicht mehr zu andern Getauften gehen, um sich mit ihnen „auf gleicher Grundlage“ der Taufe auf die gegenseitige Seelsorgepflicht der Getauften zu besinnen. Rom hat sich mit seinen Anathemen eigentlich selbst abseits gestellt und ist auf dem Wege immer weitergeschritten, gewissermaßen eine große Sekte zu werden. Man hat die universale Einheit einer partikularistischen Einerleiheit geopfert; die organische Schöpfung des Einen Geistes, der mechanisierenden Gewalt des Buchstabens, des Gesetzes. Gewiß wogt noch großes, gewaltiges Leben in der römischen Weltkirche und mit diesem Leben und seinen Trägern gilt's immer wieder Fühlung zu

nehmen. Das gebieten jedem Getauften Recht und Pflicht zu gegenseitiger Seelsorge. Doch: Sit ut est, aut non sit! sagt Kagaz von der römischen Kirche und ihrem Papstum. Gerade der Katholizismus werde Rom zersprengen.

3. Die Notwendigkeit einer evangelisch-katholischen Kirche.

Was folgt daraus für diejenigen Christen, die nicht in die römische Partikularkirche gehören? Sie müssen in stiller Besinnung auf den universellen, katholischen Charakter des Christentums, in der Erkenntnis, daß der seelsorgliche Drang zeitlich und räumlich ins Weite drängt, die geeinten Träger des Zeit und Welt umspannenden Katholizismus sein. „Wir können und sollen uns namentlich klar machen, daß wir heute einer neuen Einheit der ganzen „Kultur“ entgegenstreben müssen. Daß diese Einheit nur durch die Unterwerfung aller Wirklichkeit unter die Herrschaft Gottes kommen kann, ist uns dabei ebenso selbstverständlich, wie daß diese nur in völliger Freiheit wirklich werden und ihr Wesen haben kann.“ Drängen solche Gedanken nicht auch — da sie doch in dieser irdischen Geschichte verwirklicht werden sollen — auf einen Zustand, in dem „die evangelische Freiheit des Einzelnen mit der evangelischen Gebundenheit aller in der Liebe sich zu einer wahrhaft evangelisch-katholischen Kirche verschmelzt, wobei mit der Verschiedenheit von Einzelüberzeugungen auch die Verschiedenheit geschichtlich gewordener kirchlicher Formen ihr relatives Recht behalten wird“, wie Thürlings meinte?

Die Ansätze und Entwicklungen zum „neuen Katholizismus“ sieht nun allerdings Kagaz nicht bloß innerhalb der Kirchen; er erkennt solche im Sozialismus, im Völkerbundsgedanken, in einer „Fülle von internationalen Bewegungen und Gemeinschaften aller Art“, aber doch besonders auch in den „neuen ökumenischen Zielen des Protestantismus, die ja besonders in seiner reformierten Form nur ein Aufleben alter Tendenzen sind.“ Auf diese auch außerhalb der Kirchen auf einen „Katholizismus“ hindrängenden Entwicklungen, versuchte ich aufmerksam zu machen, als ich 1913 im „Katholik“ in einem Artikel „Nachklänge zum Altkatholikerkongreß“ schrieb: „Die zweite Hälfte des letzten Jahrhunderts hat im internationalen Verkehr Erstaunliches gezeitigt. Eisenbahnen und Schiffe bringen uns in kürzester Zeit in entfernte Länder. Der Weltpostverein ermöglicht einen riesigen Briefverkehr. Ueber der Erde und unter der Erde und durch die Wasser der großen Weltmeere hindurch ziehen sich jetzt um den ganzen Erdenball Telegraphenleitungen, die einen raschen Verkehr gestatten. Die ökonomische Abhängigkeit der einzelnen Länder voneinander ist größer denn je. Katastrophen im fernen Land machen sich in ihren Folgen bald bei uns geltend. Elektrizi-

tät und Dampf haben die Menschen gleichsam einander näher gerückt. Ueber die Grenzen der verschiedenen Nationen hinaus reichen sich die Führer der verschiedenartigsten Bewegungen die Hand zu gemeinsamer Arbeit. Muß man sich denn da verwundern, wenn in den christlichen Kirchen das Bewußtsein wieder neu erwacht von der gegenseitigen Zugehörigkeit und Verantwortung: das katholische Bewußtsein? Freuen wir uns dessen und danken wir Gott, der uns auf so verschiedenen Wegen die Größe der Offenbarung in Christo zum Bewußtsein bringt. Lassen wir nicht ab im Brudergeist, im Bewußtsein der Gotteskindschaft groß zu werden und in unserem Handeln, ob inner- oder außerhalb des Vaterlandes, Zeugen dieses Geistes zu sein. Wenn Christi Geist so in allen nationalen Kirchen die Gemeinden und ihre Vorsteher erfüllt, dann ist wohl die Hauptarbeit in der Unionsfrage geleistet, dann werden wir leicht miteinander reden und uns verständigen können.“ Der bald hereinbrechende Welt-Krieg hat ja dann — Gott sei Dank — eine unmißverständliche Klarheit darüber gebracht, wie alle Kulturentwicklungen, die scheinbar zur Einheit drängten, Entwicklungen zur Trennung sind, wenn sie das negative und nicht das positive Vorzeichen haben, das Vorzeichen „ohne Gott“ statt dasjenige: „mit Gott.“ Weil auf negativer Linie verlaufend, mußten unsere Kultursteigerungen zu immer größerer Mechanisierung, zu stets gewaltigerer seelischer Zertrümmerung zu Tod und Vernichtung führen. Wollen wir jetzt die neue Einheitskultur, dann muß sie werden von innen heraus, aus dem Geist, der unserem Geiste Zeugnis gibt: Wir sind Kinder Gottes; aus dem durch diesen Geist gestalteten „Einen großen Bruderbund zu gegenseitiger Lebensförderung“, aus der Gemeinschaft der Getauften, aus der — Kirche . . . der „evangelisch-katholischen — wenn ich so sagen darf — Jesuskirche.“ Ob mir Kagaz in dieser Auffassung zustimmen wird? Er schreibt: „Das katholische Ideal der Einheit alles Lebens in Christus muß auf dem Boden des Protestantismus verwirklicht, die Kirche im Gottesreich erfüllt und aufgelöst werden.“ Schon sieht er sich Katholizismus und Protestantismus auf dem Weg zum Reich Gottes entgegenwachsen. Demnach scheint mir, wir seien sicherlich im Ziel einig: „Trachtet vor allem nach dem Reich Gottes.“ Am Ziel angelangt löst sich die Kirche auf ins Gottesreich, findet in ihm ihre höchste Erfüllung. Das wird dann geschehen, wenn die Gottesgeschichte nicht mehr nur in die Erdgeschichte hineinragt, sondern diese in jene aufgeht. Solange wir aber noch „auf dem Weg“ zum Reich sind und aus unserer Seele der sehnüchsvolle Gebetsruf nach dem Kommen des Reiches aufwärts dringt, solange werden wir uns noch in der „Kirche“ sammeln, die die Ausdrucksform unseres Kindschaftsbewußtseins ist; sie wird wieder kraft ihrer innersten Einheitswelt das äußere Zentrum einer neuen Einheitskultur sein müssen . . . während der Zeit wenigstens,

da wir „auf dem Weg“ zum Reich Gottes sind.¹⁾ Eine kürzlich in der „Christlichen Welt“ erschienene „Kleine Mitteilung“ von Professor Dr. Martin Rade vermag das vielleicht noch zu klären. Rade schreibt: „Wie das Berliner Tagblatt meldet, finden deutsche Kaufleute, die vor dem Kriege lange in Frankreich und England waren, in Paris und London keine Aufnahme, weder bei alten Freunden, noch in Hotels. Sie suchten ihre Herberge in Häusern des Leichtsinns: Josua 2, 1 — es ist alles schon dagewesen. Aber weshalb wir davon reden: der Internationalismus des Handels und Verkehrs erweist sich doch nicht als so stark wie der Supranationalismus des Christentums. Wir wollten wohl in England und Amerika Stätten finden, unser Haupt hinzulegen.“

4. Die Mission der altkatholischen „Bewegung“.

Wenn aber im Mittelpunkt der Einheitskultur eine Kirche stehen muß, die nicht mehr eine einseitige Ueberspannung und Isolierung weder des Katholischen noch des Protestantischen im Christentum, sondern als wahre Ausgestaltung des wahren Wesens desselben eine höhere Synthese der beiden Prinzipien in sich bergen soll, so scheint mir für diesen „neuen Katholizismus“ die altkatholische „Bewegung“ eine spezifische Mission zu haben. „Wie in so manchen anderen Punkten, haben auch hier wir Altkatholiken einen mittleren Standpunkt gewonnen. Das ist nicht gerade bequem.

¹⁾ So will's mir auch erscheinen, nachdem ich den Ruf Pfarrer Karl Barth's vernommen, den er in der Tambacher-Rede „Der Christ in der Gesellschaft“ wohl an alle Christen gerichtet hat: „Widerstehen wir tapfer der neuen kirchlichen Versuchung“. „Denn die Gesellschaft wird um die Hilfe Gottes, die wir doch eigentlich meinen, betrogen, wenn wir es nun nicht ganz neu lernen wollen, auf Gott zu warten, sondern uns statt dessen aufs neue eifrig an den Bau unserer Kirche und Kirchlein machen.“ Gewiß spüren wir alle das Problem des: „Das ist die eine Seite“, „Das ist die andere Seite“; „die Problematik, in die wir durch Gott geworfen sind“, muß jeder durchleben; aber es sei dabei der Satz ein Mahner: „Keine ungehemmte Naivität in diesem Neon, aber auch keine ungehemmte Kritik.“ Die Kirche ist allerhöchstens ein Vorletztes, das geben wir zu, wir leugnen auch nicht die mit ihr verbundenen Gefahren. Die Kirche gehört mit hinein in die Allgemeinproblematik dieser gestürzten Welt. Aber: „Eine demütige, aber zielklare, und auch wohl freudige Freiheit, uns auch auf dem Boden dieses Neons zu bewegen wird uns nie ganz verboten und unmöglich sein: die Freiheit . . . ein- und auszugehen . . . so auch endlich und zuletzt sogar im Strickenhaus . . . In der Furcht Gottes werden wir ein- und ausgehen, ohne darum zu Götzendienern zu werden, ein- und ausgehen, als täten wir es nicht.“ „Die tiefste Unsicherheit in Bezug auf den Wert unserer eigenen Arbeit muß den tiefsten Willen in uns erzeugen, rechte, gesunde, vollendete Arbeit zu tun; es könnte ja, wenn der Funke von oben dazu kommt, das Unvergängliche im Vergänglichen zur Erscheinung kommen.“ Ich meine, wir dürfen ja gerade in dieser Hinsicht an die Tätigkeit Blumhardts in Möttingen denken. Wir können kirchlich wirken — wie Barth sich vielleicht ausdrücken möchte: „ein sinnreiches Spiel“ spielen im Verhältnis zu dem, was eigentlich getan werden sollte — und doch warten, in ständigem Advent leben; wenn die Zeit „erfüllt“ ist, wird Gott ja immer seine Bewegung in unserer „Bewegung“ hervorbrechen lassen — ohne uns und doch mit uns.

Denn besonders, wenn Streit ist, dann bekommen diejenigen, die sich in die Mitte zwischen die Streitenden stellen, am sichersten Schläge, und zwar von beiden Seiten. Es ist auch uns so ergangen und wird uns weiterhin so ergehen. Aber ob nun dieser Standpunkt, den wir einnehmen, bequem sei oder unbequem: wir halten ihn fest, denn er hat die Zukunft. Wenn einmal die kirchlich-politischen Kräfte in der abendländischen Christenheit auf einem Höhepunkt angelangt sein werden, der die Völker zwingt, mit der ganzen Vollkraft des religiösen Gedankens den Wirren der Zeit entgegenzutreten, so wird man über alle Exklusivität hinaus nach dieser mittleren Linie suchen." Liegt in diesen vor anderthalb Jahrzehnten niedergeschriebenen Worten Thürlings, nicht ein tief wahres Voraussehendes kommender Geschehnisse?

Mit Recht betont Kagaz: „Die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts war nicht ein Ende, sondern ein Anfang.“ Ich habe seinerzeit aus der nämlichen Erkenntnis heraus geschrieben: „Was Zwingli getan, war nicht alles, war nicht das ganze Gotteswerk in der Geschichte, war nur etwas vom Werk; und darum vermochte es nicht einzig und allein die Jahrhunderte zu füllen. Es war im Dreitakt der Geschichte eine Antithesis zur Thesis. Das Geschehen des göttlichen Willens aber bringt immer wieder eine Synthesis. Wer heute durch die neugebauten Kirchen der Zwinglianer zieht, der spürt, daß es bei der Antithesis nicht bleiben konnte.“ „nie wird eine Zeit erstehen — solange Menschen dieses Erdsterns ins dualistische Denken gezwungen sind —, in der nicht der Fortschritt der Geschichte der Synthesis rief, der Entspannung der Gegensätze, dem Sichdurchdringen Gerade wir Christkatholiken fühlen uns von Gott zu einer solchen Synthesis berufen. Wir sind im Katholizismus aufgewachsen und kennen seine unverlierbaren Werte; wir haben vor dem Katholizismus darum keine Angst und für ihn nicht Verachtung, wie ein Großteil der Protestanten, die unzählige Güter sich nicht zu eigen machen können, weil sie ja „katholisch“ sind. Wo die Protestanten durch die Geschichtsentwicklung gehemmt sind, fühlen wir uns ungehemmt. — Aber ebensowenig Angst und ebensowenig Verachtung haben wir den Protestanten gegenüber; wir kennen ihre Geschichte, wir haben ihre kirchliche und theologische Arbeit gründlich studiert und haben an wahrhaft evangelischen Persönlichkeiten ihrer Kirche tiefste Eindrücke gewonnen für unsere eigene Frömmigkeit. Wenn Döllinger in seinen akademischen Vorträgen bekannte, ihm sei, was in Deutschland von 1517 bis 1552 sich begeben, ein unverstandenes Rätsel gewesen und zugleich ein Gegenstand der Trauer und des Schmerzes; jetzt aber glaube er, was ihm vorher rätselhaft war, zu verstehen und bete die Wege der Vorsehung an, dann stellen wir uns dankend an seine Seite, im vollen Be-

muß sein dessen, was auch wir von der Reformation haben. So empfangen wir vom Katholizismus her die Fülle seelsorgerisch-kultischer Gaben; von der Reformationskirche her aber lassen wir in uns gerne die geläuterte, wuchtige Frömmigkeit des Prophetischen einströmen, um dann in unserem gottesdienstlichen Gemeinschaftsleben die höhere Synthese verschiedener Gaben von demselbigen Geist zu erleben. Auch wir suchen die coincidentia oppositorum immer wieder „indem wir — wie Nagaz sagt — zu Christus zurück vorwärtzgehen.“ Auch wir müssen ja immerfort von ihm bekennen: „Er ist unser Friede, der beide Teile vereinigt und die Scheidewand des Raumes gebrochen hat.“ Daß die Synthese nicht einfach „durch Aneinanderfügen von Stücken“ geschehen darf, daß geistige Wahrheit, die lebendig sein soll, „aus einem Guße und von Einem Wuchse sein“ muß, ist auch bei uns immer mehr erkannt worden. Die Döllinger'schen Unionskonferenzen mit ihren erkältenden „Forderungen“ und „Konzessionen“, mit ihrer — man möchte beinahe sagen — „Bekennnis- und Geschichtsmathematik“, werden heute kaum mehr als der Weg zum ersehnten Ziel wiederholt werden. Gleichwohl wäre es grundfalsch von ihnen gering zu denken. Sie bedeuten doch einen ersten Versuch, die großen christlichen Kirchen zu vereinigen. Das christlichste Wort hat dabei allerdings der nachmalige Bischof Reinkens gefunden, als er (nach Reusch's Aufzeichnungen) betonte: „Bei dogmatischen Streitigkeiten haben die Theologen nur zu oft vergessen, was ganz sicher ein Dogma ist, daß das höchste Gebot die Liebe ist.“ Döllinger selbst hat erklärt: „Ich vertraue auf den Fortgang dieses Friedenswerkes“ und hat den Beruf der altkatholischen Gemeinschaft u. a. darin gesehen „als Werkzeug und Vermittlungsglied einer künftigen großen Wiedervereinigung der getrennten Christen und Kirchen zu dienen.“ Daß die altkatholische Gemeinschaft sich dieser Berufung bewußt blieb, zeigen Synodebeschlüsse, die sogenannte „Utrechter Konvention“, die internationalen Altkatholikentongresse, die „Internationale Kirchliche Zeitschrift“, die gegenseitige Hilfe, die über die Nationalkirchen hinauswirkte. So wenig viele von uns heute mit dem Dokument der „Utrechter Konvention“ anzufangen wissen, weil sein auf einem der neutestamentlichen „Pistis“ fremd gegenüberstehenden Glaubensbegriff aufgebaute Hauptinhalt nicht ein Ausdruck unseres innerlichen Glaubenslebens ist, so sehr müssen wir anerkennen, daß es seinerzeit eine Brücke war, die einen Verkehr möglich machte, der nun — dank der innern Entwicklungen — dieser Brücke kaum mehr bedarf. Dieses Dokument war ein theologisches Kompromißprodukt, und wer den nähern Verlauf der Verhandlungen kennt, weiß, wie schwer es gehalten hat, in gewissen Teilen zu einem Schluß zu gelangen. Aber hat sich nicht auch hier wieder bewahrheitet, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Guten mitwirken müssen . . . die ganze dualistische Fülle „dieser Welt“ . . . auch eine „Utrechter Konvention“?

So sehr wir nun zugeben, daß alles menschlich „Gemachte“ „Zusammengesetzte“ Trennung ist; so sehr wir selbst betonen, daß nur eine Kraft Einheit „treibt“, „wirkt“ der Geist, so wenig können wir uns aber mit dem Satz des jungen Schleiermacher einverstanden erklären: „Näher gebracht wird der allgemeinen Freiheit und der majestätischen Einheit der wahren Kirche die äußere Religionsgesellschaft nur dadurch, daß sie eine fließende Masse wird, wo es keine Umrisse gibt, wo jeder Teil sich bald hier bald dort befindet und alles sich friedlich untereinander mengt.“ Mit diesen Worten wurde in den „Reden“ das Gegenteil gefordert von dem, was sich später auf den Döllinger'schen Unionskonferenzen vollzogen hat. Da sie bedeuten recht eigentlich das andere Extrem gegenüber dem, was das römische Papsttum in seinem kirchlichen Weltrecht zur Vollendung brachte. Schleiermacher, der ja gerade „den geselligen Trieb der Religion“ erkennt, fordert gleichwohl die Aufhebung dessen, „was einer geschlossenen Verbindung der Laien und Priester unter sich oder miteinander auch nur ähnlich sieht“; die Mission des Priesters in der Welt soll „Privatgeschäft“, der Tempel „Privatzimmer“ sein. Völlig freier Wechselverkehr des Nehmens und Gebens führt „zu der erhabenen Gemeinschaft wahrhaft religiöser Gemüter“. Man mag diese eine „Akademie von Priestern“, einen „Chor von Freunden“, einen „Bund von Brüdern“ nennen. „Je mehr sich jeder dem Universum nähert, je mehr sich jeder dem andern mitteilt, desto vollkommener werden sie eins.“ Wer diese Ausführungen liest, der erkennt die Richtigkeit dessen, was Prof. Troeltsch seinerzeit betonte, daß nur Unverstand die „Reden“ für exoterisch halten könne. Wo aber aus dem Geist Jesu Gemeinschaft entsteht und sich ausbreitet, weil der Geist treibt, da wird sich diese Gemeinschaft wohl in der Bewegung des Lebens befinden; wird aber nicht darum herum kommen, der Welt gegenüber — die sich ihr entgegenstellt — scharf umrissen, und, bei aller Offenheit nach außen, in sich selbst geschlossen zu sein. So haben die Altkatholiken, als Rom sie mit Anathemen überschüttete und sie aus der katholischen Kirche ausschließen wollte, um die gegenseitige Seelsorgepflicht der Getauften aneinander zu erfüllen, in notgedrungener Sonderexistenz Gemeinden und Bistümer errichten müssen innerhalb der katholischen Kirche. Am Altkatholikerkongreß in München, der von 300 Delegierten besucht war, und dessen öffentliche Versammlungen im Glaspalast an 8000 Zuhörer zählten, beschloß man daher die Annahme folgender Anträge v. Schulte's: „An allen Orten, wo sich das Bedürfnis einstellt und die Personen vorhanden sind, ist eine regelmäßige Seelsorge herzustellen Der einzelne ist bei unserem Notstande im Gewissen berechtigt, zur Vornahme bischöflicher Funktionen fremde Bischöfe anzugehen; wir sind berechtigt, sobald der richtige Moment gekommen ist, zu sorgen, daß eine regelmäßige bischöfliche Suris-

diktion hergestellt werde.“ Die Altkatholiken hatten so einen mittleren Standpunkt, oder noch besser: eine mittlere Bewegungslinie gewonnen, die zwischen dem Schleiermacher'schen und dem päpstlichen Extrem gelegen ist. Die Anträge kamen von einem Laien, der erklärte: „Mir ist die Kirche nicht bloß eine Kirche als Kanonist, sie ist mir auch eine Kirche für mein Herz.“ Mit welcher Innerlichkeit und Zartheit die nachmaligen altkatholischen Führer an der Kirche hingen, und wie sie nach Möglichkeit alles vermieden, was als freiwillige Lostrennung hätte gedeutet werden können, zeigt immer wieder Keusch, der nach der durch Erzbischof Melchers erfolgten Suspension in der Stiftskirche zu Bonn allsonntäglich in einer verborgenen Ecke dem Gottesdienste beiwohnte, und seinen Pfarrer um die Darreichung des Abendmahles in laikaler Form bat . . . aber umsonst; das zeigen auch die Worte, die die tief innerliche, wahrhaft christliche Schwester Augustine (Amalie von Lasaulx) auf ihrem Schmerzenslager im Turmzimmerchen von Ballendar sprach: „Ich habe den Orden lieb, auch heute noch, und ich will ihn nicht verlassen; wenn sie mich hinausstoßen, so ist das ihre Sache, — das mögen sie tun, ich halte fest an meiner alten Liebe.“ Sie meinte: „Ich finde, wir alle, die wir am alten Glauben festhalten, müssen uns an den Gedanken gewöhnen, daß wir eigentlich die von dem Heiland gestiftete Kirche sind. Die Andern haben eben jetzt nur die Macht.“ Aber die Schwester Augustine, die in Kriegs- und Friedenstagen aus des Heilands Kraft so unendlich viel Liebe gewirkt, sie wurde ausgestoßen und der Leiche hat man auf Befehl der Generaloberin das Ordenskleid entrißen. Die Beerdigung in Weißenthurm bietet einen Beweis, wie aus Jesu Geist heraus, die Altkatholiken zur Aufrichtung einer „Notkirche“ gedrängt wurden. Wollte die „fließende Masse“ wirken, so bedurfte sie der „Umrisse“. Was wir bei stetem Besinnen immer erneut einsehen müssen, das zeigt uns die Entwicklung der altkatholischen „Bewegung“ aufs neue, daß Jesu Geist der Gotteskindschaft — so sehr, ja gerade weil er die tote Kirche, die Kirche im Erstarrungszustand vernichtet — im lebendigsten Sinn Kirche-bildend wirkt; auf das hindrängt, was wir evangelisch-katholische Jesuskirche nannten. Gewiß aus ähnlichem Spüren hat Hermann Schell die Kirche als „die Menschwerdung des Evangeliums, die mystische Verkörperung Christi“ bezeichnet und sich weiterhin geäußert: „Weil das Gottesreich Tatkraft und Lebensarbeit ist, darum muß es zum Aktivismus des Kirchentums werden. Kirche ist mit aller Tatkraft ins Werk gesetzte Gottesliebe und Nächstenliebe.“

Wie der von Jesus Ergriffene in unlösbarem Zusammenhang steht mit der Gemeinschaft der Christen, mit der Kirche, hat auch Professor Wilhelm Herrmann in seiner Ethik klar zum Ausdruck gebracht, indem er hervorhebt: unzweifelhaft christlich sei in der römischen Kirche, „daß der einzelne mit seinem religiösen Leben

sich abhängig weiß von der religiösen Gemeinschaft, in der er sich vorfindet. Ein Christ, der davon nichts weiß und es nicht für sich verwertet, ist eine entwurzelte Pflanze. Die Uebertritte zur römischen Kirche, die uns oft so unbegreiflich erscheinen, haben in der Regel darin ihren Grund, daß das tiefe Bedürfnis der nach Gott verlangenden Seele, sich an Glaubenszeugen anzuschließen, bei uns nicht genügend beachtet wird. Die Selbständigkeit des religiösen Glaubens ist unser Ziel. Aber zu diesem Ziel kommen wir nicht; wenn wir die Abhängigkeit von dem Glaubenszeugnis anderer von uns abstreifen, sondern wenn wir sie beherzigen, und freudig in ihr leben. Es kommt darauf an, daß wir gerade darin nicht weniger leisten als die römische Kirche, sondern mehr. Es ist noch nicht genug, wenn wir das nicht gering achten, daß kirchliche Sitten und Einrichtungen uns anregend und schützend umfassen. Wenn ein Christ dessen entbehren muß, so bedeutet das freilich für ihn einen Verlust an Erquickungen und Kräften, die ihm über manche innere Ermattung und Unsicherheit hinweghelfen können. Aber zu einem Christen wird kein Mensch durch diese Dinge gemacht. Denn ein Glaube, der mehr ist als Stimmung, der sich Rechenschaft davon geben soll, daß er Erlebnis der Offenbarung Gottes ist, kann aus dem Einfluß des Unpersönlichen nicht entstehen. Wir scheiden uns richtig von den römischen Christen, wenn wir ebenso wie sie die tiefe Abhängigkeit unseres inneren Lebens von der religiösen Gemeinschaft anerkennen, aber nun das Wichtigste daran, das sie nicht zu würdigen wissen, uns zum Bewußtsein bringen. Das Wichtigste daran ist aber das, was uns selbst zur Offenbarung Gottes werden kann . . . Nicht Sachen können uns mit dem Gott verbinden, der der allmächtige gute Wille ist, sondern seine Kundgebung an uns, die wir selbst als solche erfassen, sein Wort.“ Wir finden in diesen Aeußerungen eine Hervorhebung des Wahren, das sich im Satz ausspricht: *eclesia mater fidelium*. Ohne christliche Gemeinschaft keine Christen! Wie eng mit dem Bestand einer religiösen Gemeinschaft jedoch der Kultus verbunden ist, das dürfte seinerzeit durch Troeltsch eindringlich genug dargetan worden sein. Daß aber gerade bei Herrmanns Schätzung der religiösen Gemeinschaft nicht eine entsprechende Wertung der kultischen Güter vorhanden ist, mag darum auffallen. Sind wohl die Wege Gottes, die der himmlische Vater wählt zu „seiner Kundgebung an uns“ nicht mannigfaltiger, als dies vielleicht Herrmann zugeben möchte; und hat dies nicht darin seine heilige Ursache, daß sich — wie Herrmanns Nachfolger, Prof. Otto, tief erkannt — der lichte Bau der lautereren und klaren Begriffe, Gefühle und Erlebnisse des Christentums „auf tief irrationalen Grund erhebt“? Ohne einem „Aesthetizismus“, dem wir ferne stehen, das Wort reden zu wollen, dürfen wir uns doch ernstlich darauf besinnen, ob nicht auch in kultischen Symbolen, Farben, Zeichen, Tönen, Handlungen immanente Kräfte liegen,

die unsere Seele stärken, aufrichten, weil auch durch sie Gott zu uns spricht, sich uns kundgibt. Ich habe an anderer Stelle versucht, darauf aufmerksam zu machen, wie die großen Chöre unserer Städte die Chorsänger in Schwarz erscheinen lassen, wenn sie ihr Karfreitagskonzert geben ging's nicht auch mit roten Gewändern? Gewiß ließe sich das machen und doch . . . es würde uns mit Recht widerstreben. Es wäre uns, als würde etwas Uernstes in den Ernst der Passion hineingetragen. Oder können wir Weihnachten feiern in einem schwarz ausgeschlagenen Zimmer? Möglich wäre es schon und doch, es wäre wie Trübung unserer Heilandsfreude. So gerade fühlen wir in der katholischen Kirche. Am Karfreitag verstummen unsere Glocken . . . leider halten die Protestanten da nicht mit. Wie sie an Weihnachten läuten, läuten sie auch am Karfreitag; der schwarze Talar, den der Pfarrer am Todestag des Herrn trägt, bleibt sein Gewand durch alle Freudenfeste hindurch. Die Farbe in der protestantischen Kirche ist immer: schwarz. Dem Katholiken dagegen, der so oft die Glocken hört, prägt sich die Todesstille des Karfreitags gewaltig ein von Jugend auf. Am Karfreitag verschwindet der Schmuck aus der Kirche; alles wird schwarz überzogen. Die Orgel schweigt viel an diesem Tag der Priester kommt ganz in Schwarz. — Aber beim Halleluja der altherwürdigen Karfreitagsnachtfeier . . . da müssen wir läuten, jubeln, Lichter anzünden. Es wird wieder hell, wie am Weihnachtsmorgen im Hirtenamt. Der Pfarrer erscheint in weißen Gewändern die Nacht ist vorüber, der Tag ist angebrochen. Das sagt man nicht nur, das lebt in allen Farben, in allen Tönen, in allen Handlungen um uns, und in uns. Wenn der protestantische Professor Niebergall in seinen drei beachtenswerten Artikeln „Zwei Wochen im Kloster“ (Christliche Welt 1918) sagt: „Es wird nicht vom Jubel gesprochen, es wird gejubelt“, so trifft er sicherlich das richtige. Ich muß da immer wieder fragen, sind solche kultische Erlebnisse für die Christlichkeit unserer Seele nicht eminent wichtig; bauen wir da nicht gegenseitig an unseren Seelen und erfüllen im tiefsten Sinn die paulinische Ermahnung: „Auferbauet einer den andern“? Ragaz betont ganz richtig: „Die katholische Kirche repräsentiert in all ihrer Unvollkommenheit doch bis auf diesen Tag stärker als irgend eine andere Macht oder Einrichtung die Idee einer Einheit der ganzen Menschenfamilie in einer geistigen Bestimmung: Una, sancta, catholica ecclesia Christi! Aber dieses Moment der Einheit hat noch einen tieferen Sinn, den wir durch das moderne Stichwort der Solidarität wenigstens andeuten können.“ So tritt gerade das Kultische unter den Hauptzweck der „Solidarität“, der gegenseitigen Seelsorge; denn wer das Vaterunser tief in der Seele trägt, wird immer neu spüren, wie Gottesdienst und Bruderdienst in unlösbarer Verbindung stehen müssen. Er wird auch ergriffen von der Erkenntnis, daß das kul-

tiſche Feiern gerade ſo viel wert iſt, als das aus ihm ſtrömende Leben nachher wert ſein wird. Er wird verſuchen, das was beim kultischen Feiern ihn ergriff, ſich im Alltagsleben auswirken zu laſſen. Iſt nicht in der urchriſtlichen Zeit ſo ein Kraftſtrom ausgegangen vom Kult her? „Denn hier in den Verſammlungen der Gemeinſchaft, in Gottesdienſt und Kult erwuchs den Chriſtgläubigen das Bewußtſein ihrer Einheit und einzigartigen ſoziologiſchen Geſchloſſenheit. Tags über etwa zerſtreut, im Beruf des alltäglichen Lebens, in der Vereinzelnung, innerhalb einer fremden Welt dem Spott und der Verachtung anheimgegeben, ſammelten ſie ſich des Abends (wohl ſo oft wie möglich) zur gemeinſamen heiligen Weihemahlzeit. Da erlebten ſie die Wunder der Gemeinſchaft, die Glut der Begeiſterung eines gemeinſamen Glaubens und einer gemeinſamen Hoffnung, da ſtammte der Geiſt auf und umgab ſie eine Welt voller Wunder; Propheten und Zungenredner, Viſionäre und Ekſtatiker beginnen zu reden, Pſalmen, Hymnen und vom Geiſt eingegebene Lieder durchtönen den Raum, die Kräfte brüderlicher Mildtätigkeit werden in ungeahnter Weiſe wach; ein unerhört neues Leben durchpulſt die Schar der Chriſten.“ (Bouſſet, Kyrios Chriſtos.) In der Erkenntnis der Bedeutung des Kultus für das chriſtliche Gemeinſchaftsleben hat gerade die altkatholiſche Kirche in der durch das Prophetiſche durchläuterten Pflege des kultischen bald ein ihr eigenes Charisma erblickt. So iſt aus ihr heraus ein Gebet- und Geſangbuch für die Gemeinde entſtanden, von dem Prof. Spitta ſchreiben durfte: „Der Protestant wird in jeder Beziehung mit höchſter Anerkennung, ja mit Staunen dieſe Leiſtung anſchauen und bei Vergleich mit den evangeliſchen Geſangbüchern der deutſchen Schweiz zugestehen müſſen, daß das Werk von Thürlings ihnen überlegen iſt.“ Gerade der ökumeniſche Charakter dieſes Geſangbuches wirkt wohlthuend; die tieſten Frömmigkeiſtöne des abendländiſchen Katholizismus und der Reformationskirchen klingen harmoniſch ineinander. Ja es finden ſich in ihm, wie kürzlich Profeſſor Gilg feſtſtellte, ungefähr dreimal ſoviel proteſtantiſche Lieder als katholiſche. Thürlings ſelbſt hat dabei ein Gerhardtlied vertont. Und wie hier, ſo tönen ökumeniſche Klänge durch alle Riten hindurch. Der Täufling wird „ein Mitglied der Gemeinſchaft der Chriſt-Gläubigen“; im Kyrie eleiſon, dieſer altehrwürdigen Litanei, ſteht als erſtes: „Laſſet uns beten für die Wohlfahrt und Eintracht der chriſtlichen Kirchen“; in der „Fürbitte für die Lebenden“ leſen wir: „Leite die Bekenner deines Namens zur rechten Erkenntnis deiner Heiligkeit, die uns entgegenſtrahlt vom Angeſichte Chriſti, deines Sohnes. Heilige uns in der Wahrheit, wie er ſich geheiligt hat für uns. Und wie dein Sohn eines iſt mit dir, ſo laß uns eines werden in ihm, damit wir alle gelangen zu der ſeligen Wohnung, die er uns bereitet hat. Erhalte, läutere, befeſtige deine heilige katholiſche Kirche; lenke unſere Tage in deinem Frieden . . .“

Ein eigenes Gebet findet sich im Buch „Für die Einheit der Kirche“. Wie ergreifend wirkt am Karfreitag unter den im Mollton gesungenen Fürbitten gleich wieder die erste: „Lasset uns beten zu Gott unserem Herrn, daß er seine heilige Kirche auf dem ganzen Erdfreis in Frieden und Einigkeit bewahre.“ Wie vernehmen wir auch im „allgemeinen Gebet“ den Ruf: „Verleihe uns, o Gott des Friedens, eine rechte Vereinigung im Glauben, ohne Spaltung und Trennung“, und wie ökumenisch tönt das letzte Wort des Priesters auf dem Friedhof: „Mögen durch Gottes Barmherzigkeit alle, die auf dem Gottesacker begraben sind, ruhen im Frieden.“

Wenn uns Herr Pfarrer Adolf Keller von den Amerikanern — mit denen wir Altkatholiken schon Jahrzehnte hindurch in nächster Verbindung stehen; haben wir doch gerade in Luzern mit amerikanischer Hilfe unsere Kirche gebaut, in der die Amerikaner auch ihren Gottesdienst feierten — berichtet: „Hier bildet sich ein weltumspannendes evangelisches Gesamtgefühl heraus, das durch Dienen, Gemeinschaft und Einheit herstellen will, eine Art protestantischer Katholizität, die wir heute erst ahnen können und die am wichtigsten Problem der Zeit arbeitet, nämlich an der Verbindung der Freiheit des Individuums mit der Kraft der Gemeinschaft“, dann können wir uns nur freuen, wenn immer mehr Christen von diesem Gesamtgefühl ergriffen werden. Seit Beginn unserer „Bewegung“ lag uns ja ganz besonders an der Wiedervereinigung der getrennten Christen, und wer studiert und spürt, wie die Verfassung unserer Kirche sich aufzubauen sucht auf das Geisteszeugnis, daß wir Kinder Gottes sind, wie das kultische Leben aus der Liebe zu Gott und dem Bruder heraus werden will, und wie dermaßen alles zur organischen Einheit drängt, der wird verstehen, daß an dem internationalen Altkatholikentag in Luzern in der These I. der Altkatholizismus bezeichnet wurde als „die Rückkehr zu dem wahren Katholizismus der alten und ungeteilten Kirche, hinweg über die Verderbnisse des papistisch-jesuitischen Kirchentums, und als ein Mahnruf an alle christlichen Gemeinschaften zur Einigung auf altchristlichem Grunde.“ Der Gedanke der Wiedervereinigung flutet nun weiter auf viel breiterem Boden; die Bewegungen sind riesengroß geworden. Haben wir Altkatholiken jetzt nichts mehr zu bedeuten, weil wir klein sind? Ich denke vielmehr, daß in geistigen Bewegungen nicht die äußere „Quantität“, sondern die innere „Intensität“ entscheidend ist. Und die großen Strömungen und Probleme der Gegenwart strömen auch mit Macht in eine kleine Kirchen-Gemeinschaft. Man sprach früher immer von der altkatholischen Reform-„Bewegung“. Wohl an wir nehmen das Wort „Bewegung“ auf und sagen damit, daß wir nicht als die Fertigen, die Abgeschlossenen dastehen wollen. Nein, jetzt, da die Elemente wieder im Fluße sind, möchten wir uns, mitten in die gewaltigen Bewegungen der Zeit gestellt, von der Gottesbewegung ergreifen las-

sen, im festen Bewußtsein, daß sie uns jenem Zustand entgegendrängt, da Eine Herde ist unter dem Einen Hirten; da sich immer mehr erweisen wird, daß das Wahre im „neuen Katholizismus“, das Wahre im „alten Katholizismus“ war, und daß man drum eigentlich weniger von einem neuen Katholizismus reden sollte, sondern vielmehr von einem Hervorbrechen des Katholizismus. Auch hier gilt's:

Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden,
Das alte Wahre — faß es an!

Otto Gilj.

Kameradschaft, Freundschaft und Liebe zwischen Mann und Frau.¹⁾

Verehrte Anwesende!

Wir leben in einer Zeit ungeheurer Spannungen, ungeheurer Kämpfe, ungeheurer Entscheidungen. Wir haben vier Jahre lang dem gewaltigen militärischen Kampf zweier riesiger Mächtegruppen beigewohnt. Dieser Kampf ist vorläufig erledigt; aber wir alle wissen, daß der Friedensvertrag von Versailles nur ein vorläufiger Entscheid sein kann, so oder so. Das heißt, wir wissen: Entweder muß eine ganz neue Ordnung der Beziehungen der Völker zu einander entstehen, eine Ordnung, die auf Recht statt Macht gegründet ist und die darum ohne Weiteres einen von der Gewalt diktierten und von der Ohnmacht akzeptierten Vertrag ungültig macht. Oder die Menschheit glaubt weiter an das alte System der Macht, die das oberste Recht ist, und die heute unterdrückten Völker werden all ihre Kraft und all ihr Streben darauf richten, mit der Gewalt der Waffen sich Recht zu schaffen.

Und ob dieser Kampf so oder so entschieden werde, hängt wieder aufs engste zusammen mit der Art wie die Völker und Staaten in ihrem Innern regiert werden. Auch hier, in jedem einzelnen Lande, ringen in mehr oder weniger klarer oder verhüllter Form die beiden Systeme miteinander: Macht oder Recht. Auch bei uns in der Schweiz, wo wir ja der Form nach wenigstens für den männlichen Teil der Bevölkerung uns zur Demokratie bekennen, wo wir Referendum, Initiative und proporzionales Wahlverfahren haben, wird auf dem Gebiete der Politik doch das der Entscheidungskampf sein, ob wir diese Gerechtigkeit, die durch diese äußern Formen im Prinzip anerkannt ist, auch dem Geiste und der Gesinnung nach verwirklichen wollen und zu verwirklichen vermögen.

¹⁾ Vortrag, gehalten in der Christlichen Studentenvereinigung Zürich.